

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 50

Artikel: Cäcilia

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder Spitalgasse 24, Bern

15. Dezember

□ □ Berglicht. □ □

Von Hans Brugger*).

Wo du nur wandelst am hellen Tag
Die Gaeu entlang in heimischen Landen,
Vom erwachenden Morgen zum sinkenden Abend,
Im schimmernden Mittag, im Spätnotschein,
Da fluten hernieder von Spitzen und Kanten
Der heimatberge, der wohlbekannten,
Die Silberstrahlen ins Land herein —
Wie ein hehres Gedicht
Das Firnelicht.

Und aus der Gletscher blauendem Schoß
Der Bergstrom springt mit Lärm und Getos,
Dann, aufgesangen, mit Ach und Gekrach
Durchbraust er Turbinen, millionenfach
Im Wirbel gedreht. Mit Drähten und Stangen
Zur Eb'ne geleitet, hat sich entrafft
In ferne Weiten die Wunderkraft.
Und die tausend Flammen, groß und klein,
Entsenden bergwärts den Widerschein.

So glüht des Berglichts erhellende Pracht
Bei Tag und Nacht.

*) Aus „Hans Brugger. Ein Lebensbild. Reisebriefe und ausgewählte Gedichte.“ Dargestellt und herausgegeben von Hans Bracher. A. Francke, Bern

— Cáclia. —

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

1

I.

Wie der Bauer Tobias Kempf und sein Weib zu dem Mädelchen, der Cilli, kamen, das war allen Leuten ein Rätsel, waren doch die beiden Buben, der Jakob und der Johann, so groblacht als möglich geraten, obwohl sie beide aus ganz frischen, hübschen Bubengesichtern und heiteren Augen in die Welt schauten. Der Pfarrherr, der sein besonderes Wohlgefallen an der Cilli hatte, meinte, die Mutter trage die Schuld oder das Verdienst an dem Geschöpflein, das sich wie ein kunstvoller Porzellanengel in einem abgeernteten Kartoffelacker unter denen von Reuflrich ausnahm. Die Mutter nämlich, die Margarete Kempf, war als jung einmal zwei Jahre außer Landes gewesen und hatte aus der Fremde eine gewisse Freude an Fuß und buntem Gewand heimgebracht, die sie jetzt noch am Sonntag allerlei gretles Band- und Hutzeug anlegen ließ, Dinge, die zu ihrer edigen, von Feldarbeit verplumpten Erscheinung nicht mehr recht stimmen wollten. Das, so erklärte der sich gern als Psychologe geberdende Hochwürdige, bedeute, daß in ihrem einen Kinde, der Cáclia, sich der Kempf in gewissermaßen ein Traum von vornehmerem, ungewöhnlichem, mehr städtischem Wesen erfüllt habe. Irgendwo und irgendwann

fladerte im Dorf einmal ein Wort von einem Musitus und Lustikus auf, einem von jenen, die von Dorf zu Dorf unterwegs sind und der etwa $\frac{3}{4}$ Jahre vor der Geburt der Cáclia durch Reuflrich gewandert und der Kempfin näher bekannt geworden sei; aber — was schießen nicht zu allen Zeiten und allerorts für Verleumdungsfeuerlein empor! Und wer sollte da glauben und rechten können!

Herrschten so über Daseinsberechtigung und Herkommen der Cilli Verwunderung und Verschiedenheit der Ansichten, so war im Dorf nur eine Stimme, daß sie ihrer äußern Erscheinung nach gerade so gut die junge, heilige Cáclia selber wie ihre Namenschwester sein könnte.

Es war ein Schauspiel, wenn die Kempfs am Sonntag zur Kirche schritten. Herab von ihrem Heimwesen auf dem „Ebnat“ hinunter zum Kirchlein, in dem der Hochwürdige immer so viel Blumen hielt, daß es ständig wie für einen hohen Festtag geschmückt war.

Voraus pflegten der Kempf und sein Weib zu gehen: er selbst im Sonntagsgerüst etwas schäbig, weil er sich Kleider nichts kosten ließ, sie immer geschneigelt und mit irgend einem maßizfarbenen Fähnlein an dunklem Kleid. Beide waren stattliche Leute. Der Kempf hatte ein schwer-

fälliges Gangwerk und schob sich auf seien klobigen Schuhen vorwärts wie ein Elefant, während auch sein Kopf hin und her schwankte, wie etwa der Turm auf dem Rücken eines solchen Rüsseltieres. Die Bäuerin dagegen hielt das Haupt mit dem Staatshut kerzengerade und Gebetbuch und Rosenkranz sittsam in den über dem Leibe gefalteten Händen.

In einiger Entfernung hinter den Alten trotteten die Kinder, der Jakob und der Johann, und zwischen ihnen die Cäcilia. Feste Buben waren jene, Blondkösse, gerade gewachsen und schon so breitschultrig und von stämmigen Beinen, daß man ihnen den künftigen Soldatendienst von weitem ansah. Sie trieben unterwegs etwa Narretei, wärfen einem Bekannten ein wüstes Witzwort zu — denn Wüstreden heißt mancherorts Gescheitreden — und zogen auch die Cilli in ihr Wesen und Treiben.

Und die Cilli ließ sich ziehen. Nicht, daß man etwa denkt, das Mädchen sei in seiner Art so gar außertags und außerleuts gewesen. Umgebung und Erziehung hatten aus ihr ein Bauerkind wie ein anderes gemacht. Sie stand am Sonntag in einem Kleid von ins Rote stehendem buntem Stoff, hatte weiße, rauhe Strümpfe an und schwere Schuhe, die weit mehr auf Dauerhaftigkeit denn auf Zierlichkeit gearbeitet waren. Was nun freilich an Fleisch und Blut sichtbar aus diesem bäuerischen Gerüst stieg, das war — ungewöhnlich. Aus weißer, schmaler Krause hob sich ein schlanker Hals und trug einen blonden Kopf. Das gelbe Haar fiel wie überschwere Goldregenblüten auf Schultern und Rücken, diese gerade erreichend und in Ringeln endend. Es war seidenweich und hatte einen Glanz wie Atlas. Wenn das Mädchen während ihres im Ganzen züchtigen Dahinschreitens zuweilen das feine, weiße Gesicht hob, öffneten sich zwei fast übergroße hellblaue Augen mit einem scheuen Ausdruck, der zu fragen schien: Wie komme ich da unter Euch?

Für einen, der der Cilli zum ersten Male begegnete, mußte es sonderbar sein, den leise aufgeworfenen, zarten Mund die rauhe, ungesiebte Bauernsprache reden zu hören. Und wenn er gar ihre Hand ergriff, die schmal und langfingerig sich aus dem groben Ärmel stahl, so konnte er wohl im Zweifel sein, ob er dem Bauerntum oder der Elfenart in dem Mädchen als dem Wahren glauben sollte.

Cäcilia Kempf kam aber in ihr vierzehntes Lebensjahr hinauf, ohne daß ihre Erlebnisse irgendwie sich von denen ihrer Familie oder ihrer Mitbürger unterschieden hätten. Es zeigte sich, daß sie eine gute Auffassungsgabe, einen lobenswerten Fleiß und in der Schule es leicht hatte, sich zu einer Art Muster aufzuschwingen. Sie besaß eine hübsche Stimme und wurde vom alten Lehrer und Organisten zu dem kleinen Kirchenchor zugezogen, der allsonntäglich die Messe sang. Aber kein außergewöhnliches Vorkommnis rechtfertigte die Erwartungen des Hochwürdigen und der Dörfler darauf, daß die Cilli sich noch als etwas Besonderes entpuppen werde. Der Umstand, daß sie beim Turnen eine gewisse Gewandtheit und Körperbegierigkeit zeigte, blieb ziemlich unbemerkt. Erst als die Cilli fünfzehn wurde, ereigneten sich zwei Dinge, die in ihr Leben eine Wendung brachten.

Tobias Kempf war dazumal Schulratspräsident des Ortes und zu ihm kam naturgemäß der neue Sekundarlehrer zuerst, den die Gemeinde soeben angestellt hatte.

Die Familie saß gerade beim Mittagsbrot, einer irdenen Schüssel voll Erdäpfel und einem harten Käseleib. Zumstift mit aufgestemmten Ellbogen und gezückten Messern reihte sich Manns- und Weibsvolk um den runden Tisch in der geräumigen, aber niedrigen Wohnstube, durch deren viele Fenster der heiße Sommermorgen lugte und manchmal eine Wespe oder ein Bienlein den Essern ein Tischlied sang. Alle kauten mit vollen Backen und wendeten schlärend die grauen Knollen in den Händen. Die Cilli schlug die kleinen, weißen, spitzen Zähne gerade so tapfer in den Hartkäse wie die Brüder ihre Pferdegebisse und gab kurz bevor die Tür den neuen Schulmeister hereinließ, ihrer Meinung landskräftigen Ausdruck, Erdäpfel und Käse seien ein Staatsessen.

Als ein Klopfen zur ungewöhnlichen Imbisszeit einen Gast ankündigte, drehten sich die Esser mit Bauerngemütllichkeit dem Störenfried zu. Tobias hielt es nicht der Mühe wert, des Fremden wegen von seinem Platz aufzustehen.

Julius Exer, der Lehrer, war einigermaßen verlegen darum, daß er dem künftigen Vorgesetzten in einer so wichtigen Beschäftigung störte. Weil er nun aber einmal da war, so berichtete er, den Hut in den Händen, wer er sei, worauf sich Tobias Kempf nun doch halb erhob und ihm über den Tisch die Pranke hinstreckte.

„Ihr könnt noch mithalten, wenn Ihr wollt,“ lud er den Anfömmeling ein und der Sohn Jakob schob ihm einen Stuhl hin.

Der Exer versicherte, schon gegessen zu haben. So wurde ihm ein Glas Welschwein vorgesetzt und, während die Familie in ihrer Mahlzeit weiter fuhr, sprachen die beiden Männer von ihren Angelegenheiten. Man kam auf die neuingerichtete Sekundarschule und die Kempfin erzählte, daß sie eben jetzt auch ein Kind hineinzuschicken habe, nämlich die Cilli.

Zum erstenmal begegneten sich die Blicke des jungen Schulmeisters und seines künftigen Pfleglings und es war nicht zu leugnen, daß dabei eines wie das andere in ein gewisses Befremden geriet. War das bei Exer nicht erstaunlich, so hatte doch auch die Cäcilia Anlaß, über den Gast verwundert zu sein. Er war ein hochaufgeschossener Mensch, hager, mit glattem, schwarzem Haar, dem im Nacken ein tüchtiger kürzender Scherenchnitt nicht geschadet haben würde. Seine Züge waren bleich und trugen an der Stirn einen schwermütigen Ausdruck, der durch den sinnenden Blick der dunklen Augen noch verschärft wurde. Die Cilli betrachtete ihn mit stummer Scheu.

Kempf, der Schulallmächtige, kürzte jedoch die Unterhaltung bald ab, indem er sagte, daß er Exer im Schulhause nachher treffen werde, worauf dieser aufstand und wegging.

Die beiden Buben führten nun allerlei Spottreden über den Schulmeister, wie, daß man ihm den Klosterbetbruder auf hundert Schritt ansehe oder daß er auch einem Stadtrat, einem Kellner gleiche, worauf der Vater brummte, jener werde ihnen die Weisheit hoffentlich eher mit dem Stock einbläuen als mit der Platte aufzwartern.

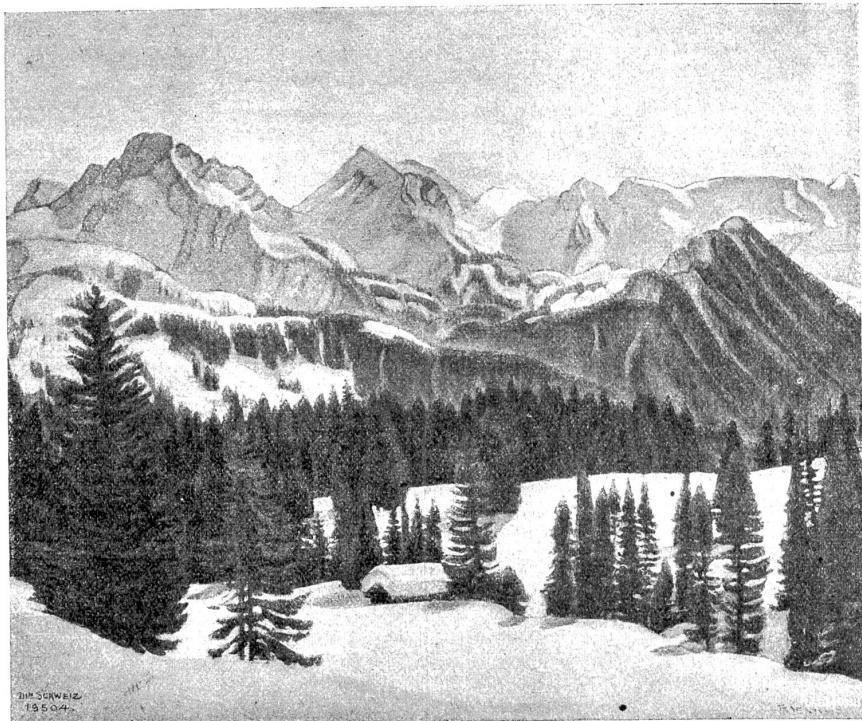
Mit einer gewissen Spannung begab sich Cäcilia Kempf einige Tage nachher zum erstenmal in die Klasse zu dem neuen Lehrer.

Beide fanden sogleich Gefallen aneinander. Dem Kinde erschien Exer ungewöhnlich klug, aber auch so viel weniger langweilig, als der alte Lehrer es gewesen war. Exer jedoch bemerkte bald, daß die Cilli Kempf nicht nur an äußerer Vorzügen, sondern auch an Verstand und Begabung die andern Kinder übertraf.

Es wurde ihm ein Sonntagvergnügen, seine Fragen an das anmutige Geschöpf zu richten und die großen feuchtklaren Augen sich ernsthaft und weit auftun zu sehen, während sie ihm ihre wohlbeschlagenen Antworten gab.

Dennoch dauerte es einige Zeit, bis sich von der Cilli zu dem Julius Exer ein Brüderlein baute, das etwas mehr als das übliche Verhältnis zwischen Schulmeister und Dorfkind darstellte. Exer nahm seinen Beruf ernst und hielt die Schüler in einer respektvollen Entfernung, sich bald das rechte Ansehen bei ihnen wie bei ihren Alten erzwingend. Er räumte also auch der Cilli feinerlei Vorrechte ein und weidete seine Blicke nur heimlich an ihrer Erscheinung. Ebenso verriet sie ihre Teilnahme, ja die rasch in ihr auftauchende Bewunderung höchstens durch eine größere Nachdenklichkeit und Insichgelehrtheit, auf die indessen niemand achtete.

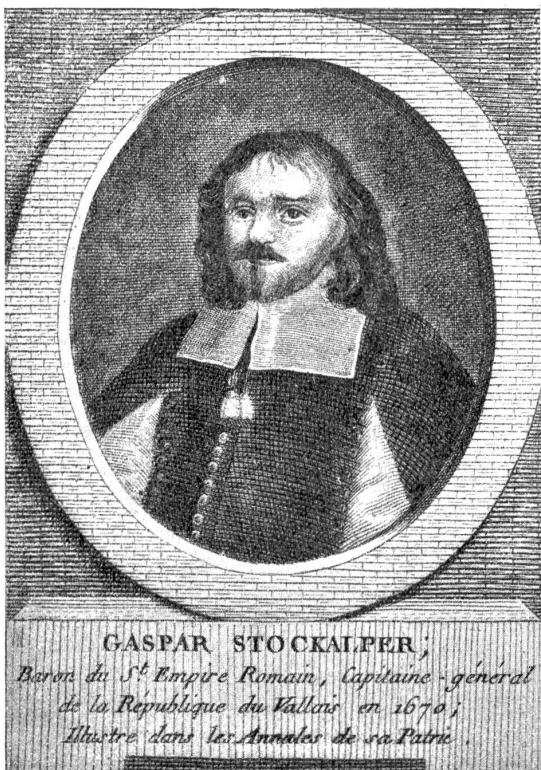
Die Stunden, in denen sie zuerst sich nähertraten, waren diejenigen, da Singen und Turnen geübt wurde. Dort zeigte sich nämlich Cäcilias hübsche Stimme ebenso vorteilhaft, wie hier ihre Gelénglichkeit und körperliche Anmut. Es gab sich von selbst, daß ihre natürliche musikalische Begabung den Lehrer veranlaßte, ihr bei dem Messesingen auf der Orgel kleine Solopartien zuzuteilen. Sein alter Kollege, ein weißhaariger, im Dorfchulamt müde gewordener Mensch, hatte zwar selbst sich bisher des begabten Kindes nicht angenommen, mochte nun aber auch nicht das Spiel verderben, sondern fand am Ende ebenso eine kleine lähme Freude an dem Musizieren, das Exer zeitweilig zu veranstalten begann und bei dem jener die Orgel, Exer die Geige spielte und Cäcilia Kempf sang. Was wurden und waren das für seltsame Augenblicke! Auf die kleine Orgelempore flutete die Sonne der damals in wolkenloser Schönheit strahlenden Abende. Fliegende Stäubchen spielten in dem goldenen Schimmer. Es war etwas Geheimnisvolles um die Holzempore, auf der die Orgel stand. Ein fast heiliges Licht überflutete sie, während in der übrigen Kirche diese Dämmerung herrschte und merkwürdige Farbenreflexe, von den bunten Glasfenstern geworfen, da und dorthin zuckten. Vor der Orgel saß von Ow, der Alte, gebückt, staubige, zerrissene, schlecht behütete Noten vor sich. Er war kein schöner Greis, aber, wenn so über seinem jahrbelasteten Rücken und weißen Kopf das Abendlicht spielte, machte er einen ehrwürdigen Eindruck. Hinter ihm stand Exer, hager und lang in dem dunkeln Rock mit den end-



Traugott Senn, Bern: Winterlandschaft aus den Berner Voralpen.

losen Schößen, die ebenso wie seine Haare ewig nach der Schere zu verlangen schienen. — Und Exer spielte.

Es gibt — und man findet sie manchmal unter den Landschulmeistern — begabte, kunstsehnsüchtige Menschen, denen Zeit, Geld und andere Dinge fehlten, um ihnen mehr oder weniger bewußten Wünschen nach Ausbildung Gewährung zu verschaffen. Ihr Talent wuchert wild wie ein Baum, der veredelt schöne Früchte hätte tragen können. Sie gewinnen manchmal eine staunenswerte technische Gewandtheit und spielen nach eigener Willkür, die Musik großer Meister ihrem verworrenen, ungeschulten Empfinden anpassend. Einer von diesen war Julius Exer. Wenn er spielte, so schien er mit seinem Instrument zu verwachsen. Er löste sich von dem staubigen Holzboden der Orgelempore zu Reußenkirchen und aus seinem langen Rock los und war nur schwungende Bewegung, nur aufwogendes Verlangen nach Höherem, Weitentferntem. In seinen Augen, seinem bleichen Gesicht und seinen langen, schmalen Händen lag etwas Vergeistigtes. Wenn die junge Cäcilia gerade nicht mitsang, so staunte sie in atemlosem Läuschen den Lehrer an. Hatte sie aber an dem Musizieren teilzunehmen, so kam über sie eine der seinen ähnliche, sie ihrer Frödigkeit entrückende Begeisterung. Die großen Augen zur hohen Deckenwölbung der Kirche erhoben, ließ sie in selbstvergessender Lust ihre reine, helle Stimme mit den heiseren Tönen der Geige und den tiefen dumpfen Klängen der Orgel gehen, die der vor dieser kauernde Weißkopf gleichsam mit Habgier aus dem alten, verstaubten Instrument holte. Zuweilen leuchteten die beiden jungen Menschen einander mit Blicken an, die von der Freude an dem gemeinsamen Spiel erfüllt waren. Exer sprach auch wohl dann und wann von dem Komponisten, deren Werke sie wieder- gaben, und die Schülerin hörte andächtig zu.



GASPAR STOCKALPER;
Baron du St Empire Romain, Capitaine général
de la République du Valais en 1670;
Illustré dans les Années de sa Patrie.

Nicht nur die musikalische Begabung war es jedoch, die den Lehrer an der Cilli verwunderte, sondern ihm fiel, wie gesagt, auch die Beweglichkeit und das Ebenmaß ihrer Kör-

pers auf, die in vollem Gegensatz zu der Edigkeit und Ungelehrtheit der übrigen Kinder standen. Was er bei den turnerischen Freiübungen an diesen nur mit der größten Mühe und in unvollkommenstem Maße erreichte, das brachte die Cilli auf den ersten Wink zustande. In ihren Hüften und Knien schienen Federn zu stecken. Sie bogen und streckten sich mit einem mühelosen Schwung und einer spielenden Zierlichkeit. Es verdross ihn mehr als einmal, daß das grobe Bündschuhwerk, das häßlich grelle Kleid alle Schönheit eifersüchtig zu verhehlen suchten. Wenn je einmal unter Mädchen und Knaben ein Wettkampf veranstaltet wurde, so schien Cäcilias Körper von Leben und Spannkraft zu bebren. Der blonde Kopf bog sich in den Nacken, die feinen Nasenflügel zitterten und ein drängender Atem hob die noch kindliche Brust. Auf sein Zeichen aber flog sie aus der Reihe der übrigen wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil heraus und ließ sich auch den schnellsten und stärksten der Dorfbuben, unter deren vorderste ihre pausbackigen Brüder gehörten, nicht nahe kommen. Eines Tages, da ein solcher Wettkampf auf einer ebenen, abgegrasten Wiese stattfand, zog sie wie die übrigen Schuhe und Strümpfe aus. Im Laufe berührten ihre Zehen kaum den Boden mehr. Ihr Kleid flog auf und ließ erkennen, wie die wundersam feinen Gliedermuskeln sich spannten und arbeiteten. Exer fragte sich allen Ernstes, ob sie nicht ein fremdes Wesen sei, das, wie es in alten Bergsagen vorkam, sich zufällig unter das übrige täppische Menschenvolk verirrt.

(Fortsetzung folgt.)

Kaspar Jodok Stockalper.

1609 – 1691.

Von Werner Bourquin.

Hoch über die flachen Dächer Brigs erhebt sich fast zu oberst in der Stadt ein mächtiges, massives Steingebäude mit langen, fast düstern Fassaden und hohen, zwiebelförmig behelmten Türmen, die durch ihre markante Gestalt ein Wahrzeichen Brigs bilden. Dieser schloßartige Bau ist der Sitz der Familie von Stockalper.

Die Stockalper sind eine alte, dem Walliser Adel angehörende Familie, die ihren Stammbaum lückenlos bis in die ersten Jahre des 14. Jahrhunderts zurückführen kann.

Ursprünglich hießen sie Öller, nannten sich aber seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Stockalper nach der sogenannten „Stock-Alpen“ im Gebiete der ehemaligen Gemeinde Ganter. (An der heutigen Simplonstraße zwischen Schallberg und Bersal.)

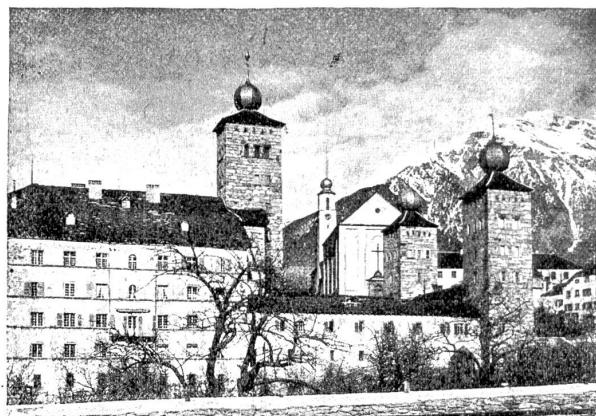
Schon 1438 brachte diese Gemeinde Ganter durch Kauf die Hoheitsrechte an sich und kam dadurch in den Besitz der hohen und niederen Gerichtsbarkeit. Zur Ausübung dieses Amtes ernannten die Ganterer nun einen Meier, welche Würde bis zur französischen Revolution nicht weniger als 25mal von Angehörigen der Familie Stockalper bekleidet wurde.

Den bekanntesten und mächtigsten Vertreter fanden die Stockalper in der Person des Kaspar Jodok von Stockalper, während uns aus der Geschichte der neueren Zeit Eugen Stockalper, der General-Feldmarschall der Schweizer in Königlich-neapolitanischen Diensten bekannt ist.

Kaspar Jodok Stockalper wurde 1609 als Sohn des angesehenen Peter Kaspar geboren, der stufenweise zu den

wichtigsten Amtmännern gekommen war. So war er nacheinander Meier von Ganter, Richter, Hauptmann und Pannerherr des Zehnten Brig und schließlich Landvogt zu St. Maurice.

Zum Jüngling herangewachsen, mußte Kaspar nach der Sitte seiner Zeit und der Walliser speziell auf ausländische Schulen. Schon Johannes Stumpf erwähnt diesen lobenswerten Zug der jungen Walliser und berichtet in seiner Chronik (1548) darüber: „Darumb habend in alle Zeit vil junger Knaben zu der leer und Schulen angehalten



Stockalper-Palais und Jesuitenkirche in Brig.